

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 28 (1938)  
**Heft:** 47

**Artikel:** Daniel Pfund [Fortsetzung]  
**Autor:** Huggenberger, Alfred  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-649172>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 29.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Daniel Pfund

Erzählung von Alfred Hugenberg.

„Ich meine, ob du mich magst oder nicht . . .“  
Sie mußte sich nicht lange besinnen. „Ach, du weißt es ja schon.“

„Nein, ich weiß es nicht.“

„Jetzt bin ich erst achtzehn. Aber später — du wärest mir gewiß nicht der letzte.“

„Und du müßtest nicht schlecht fahren mit mir. — So, mehr kann ich dir nicht sagen.“

Er stand auf, stopfte sich die Pfeife ein und steckte sie in Brand. Sie saß noch auf dem Pflugbaum und sah ihm von der Seite her zu. „Du, das Pfeifenrauchen sehe ich nicht gern an dir. Lieber wäre es mir, wenn —“ Sie stodte und blinzelte schelmisch zu ihm hinauf.

„Was, wenn?“

„Ich sage es jetzt nicht.“

Sie stand auf und packte das Gßzeug ein, wobei sie absichtlich dicht neben ihn hintrat.

Daniel sah ihr wohlgefällig zu. Es gelüstete ihn, ihr weiches, braunes Haar mit der Hand zu berühren; aber er wagte es nicht. Dann nahm er die brennende Pfeife aus dem Mund und legte sie in die offene Furche vor das Streichbrett hin, so daß sie von der ersten Scholle zugedeckt werden mußte. Sie lächelte leise für sich und sagte: „Hü!“

Daniel schritt gerade und schweigsam hinter dem Pfluge her. Er steckte ein Halmstück in den Mund, faute daran und dachte, alles sehr gut gemacht zu haben.

Alwine konnte schwätzen und erzählen wie vorher. Von einem neumodischen Pflug, den der Bernalter auf Schloß Steineren gebracht habe, und der ganz allein ackere. Vom Rebwerk, und wie im Sommer die Laubarbeit viel zu tun gebe. Wie es an der Kilbi im ganzen lustig gewesen sei, besonders im Käpferli-Theater. Wie es wohl an der nächsten Kilbi gebe? Vielleicht sei er dann schon in Ennetwald beim reichen Better Klaus und habe sie verheiratet.

„Das glaubst du nicht“, sagte er bestimmt.

Auf dem Heimweg bat sie ihn dringend, ja keinem Menschen etwas von dem heute zu verraten. Der Vater würde tun wie läß, wenn er so etwas erführe.

Daniel sah sie von der Seite an. „Wie lange denkst du, daß wir es verstoßen halten müssen?“

„Das weiß ich jetzt selber noch nicht. Es kommt auf dich an.“

Zwei Wochen später mußte Alwine einen Dienst im Städtchen Schmelzach antreten. Ihre Mutter behauptete, das Dienen bekomme jedem Mädchen gut; sie selber sei auch ein Jahr fortgewesen und nähme es nie zurück.

Daniel war heimlich in großer Sorge. Aber am Neujahrstag erhielt er von Alwine ein zierliches Glückwunschkärtchen mit der Aufschrift: „Ende Mai komme ich heim. Gruß und Kuß.“ Da war er wieder fröhlich und guter Dinge.

Der Mai kam und ging vorbei. Es wurde Juni; die Heuschöcklein lagen zu vielen Hunderten auf den Wiesen unterhalb Ralfacker. Alwine war noch nicht da.

Bäni, der Meister, lag krank im Bett. Aber Daniel hatte wacker mit Heuen angefangen; schon drei schwere Fuder waren auf die Diele abgeladen.

Da kam eines Tages ein Brief vom Better Klaus in Ennetwald. Er schrieb, es wäre ihm erwünscht, wenn Daniel in den Heuet kommen würde. Daniel lief am gleichen Abend hinüber und sagte, er komme dann, sobald es mit dem Meister etwas bessere. Jetzt dürfe er ihn nicht im Stich lassen. Der Better murrte etwas in den Bart hinein und ließ ihn ziehen.

Am andern Morgen, als Daniel mit der frischgedengelten Sense auf der Achsel den Hafelsußweg hinabschritt, kam ihm oberhalb des Hölzchens Alwine entgegen. Sie lachte schon von

weitem, ob er sie noch kenne? Ob er sich in der langen Zeit nicht nach einem andern Schatz umgesehen habe?

„Du kannst denken“, sagte er trocken und gab ihr die Hand. „Es freut mich jetzt, daß du wieder da bist.“

Er mußte nur staunen, als sie so schlank und lieb vor ihm stand. Und doch nicht ein bißchen hochmütig! Er konnte es fast nicht glauben, daß das nun wirklich sein Schatz sei.

„Gefall ich dir nicht mehr, daß du mich so anuckst?“ schmolte sie und kniff ihn leicht in die Wange.

„Nur zu gut“, erwiderte er gedrückt und erfreut zugleich. „Du bist fast zu schön für mich.“

Sie fixierte ihn ein wenig. „Du dürftest dir freilich deine Locken einmal scheren lassen; du siehst ja aus wie ein alter Waifenvater.“

Er strich sich die Haare etwas zurück. „Wenn man halt nur Zeit hätte.“

Jetzt kam sie auf den Better Klaus zu sprechen. Wie es denn stehe? Ob es noch keinen Weg gegangen sei?

Daniel erzählte ihr alles. Da kehrte sie sich auf dem Absatz herum. „Aber! Was bis du für einer! Grad so gut, daß ich gekommen bin! Sofort läufft du heim und ziehst dich anders an! Weißt, das wäre die größte Dummheit von der Welt, wenn du es mit dem Klaus verderben würdest!“

Daniel schüttelte bestimmt den Kopf. „Das geht jetzt nicht.“

„Warum denn nicht?“ Sie kam ganz außer sich.

„Weil der Bäni im Bett liegt, und weil ich ihm versprochen habe —“

Da unterbrach sie ihn mit befehlender Handbewegung. „Bett hin, Bett her! Du bist dem Bäni nichts schuldig!“ Ihre Augen glänzten vor Eifer und Aufregung.

„Und dem Better auch nichts“, ergänzte Daniel hartnäckig.

Jetzt wurde sie böse und lief von ihm weg. „Nein! Wenn du so einer bist!“ Sie tat wie wenn sie dem Weinen nahe wäre. „Und ich habe mich so auf das Wiedersehen gefreut!“

Da war es mit seinem Widerstand vorbei. „Ach, so tu doch nicht so! Am Sonntag geh ich ja.“

„Aber für bestimmt?“ fragte sie schnell und lachte ihn schon wieder an.

„Für bestimmt“, bestätigte er ruhig. Da sah sie sich um, ob niemand in der Nähe sei. Dann ging sie auf ihn zu, hing sich an ihn und gab ihm einen herzhaften Kuß, worauf sie sich schnell wegwandte und den Fußweg hinan lief.

Daniel sah ihr nach. Er dachte: Das nächste mal würde ich sie aber doch festhalten und ihr auch einen Kuß geben. Ja!

Zwei Tage darauf, es war am Donnerstag, stand Better Klaus abends im Hof. Er kam zu Daniel in den Stall und fragte, wie es nun stehe. Er müsse unbedingt einen Heuer haben.

Daniel versprach ihm, am Sonntag zu kommen. Aber damit war der Better nicht zufrieden. Er müsse auch heuen, wenn die Sonne scheine. Der Bitustag habe geregnet, und der späte Heuet werde schlecht.

Da sagte Daniel: „Gut, so komme ich morgen mittag.“

Er ging nach dem Füttern noch schnell nach dem obern Kerstenhofe hinauf, in der Hoffnung, Heinrich Leubli könnte vielleicht den Meistersleuten ein paar Tage aushelfen, bis sich etwa ein Mähder aufstreiben lasse. Heinrich sagte, er hätte ihm den Gefallen gern getan; aber es sei ihm unmöglich, er habe auf morgen dem Gemeinderat Winter versprochen. Und er sei jetzt mit dessen Tochter, dem Breneli, so gut wie versprochen.

In dieser Nacht mußte Daniel um halb zwölf Uhr nach Schmelzach hinabfahren, um einen Arzt zu holen.

„Fahr schnell!“ sagte Frau Barbara, als er auf das Rennwägelchen stieg. „Wir haben schon zu lange gewartet! Ich meinte immer, mit Kamillentee werde man es wegbringen. Aber nun ist es ihm allweg aufs Herz gefahren!“

Der Arzt schimpfte auf der Heimfahrt, die Leute kommen immer erst, wenn sie am Himmeln seien. Dann sollte man sie noch geschwind aus dem Sarg heraus doktern!

Es war eine gefährliche Lungenentzündung. Noch am Morgen und den ganzen folgenden Tag stand es so schlimm, daß Daniel nicht ans Fortgehen denken durfte.

Am Mittag schickte er einen Buben nach Ennetwald hinüber. Der Bette möge nicht zürnen; aber bis es der Meister ein wenig überhauen habe, könne er, Daniel, jetzt unmöglich davonlaufen.

Better Klaus schickte das Briefchen zurück. Auf die Rückseite waren mit Bleistift die Worte geschrieben:

„Ich habe jetzt für die Not jemand. Wenn es dann nicht geht, werde ich es Euch zu wissen tun, wogegen ihr dann aber bestimmt kommen müßt.“

Daniel ließ Alwine bei nächster Gelegenheit das Briefchen lesen. Sie war halb und halb zufrieden, sagte aber, er müsse unbedingt an einem der nächsten Sonntage zum Better hinüber.

Es kamen viele mühsame Tage für Daniel. Ueberall mußte er sein, überall mußte er Bescheid geben. Denn Frau Babette war ganz konfus; sie wußte oft nicht, was sie tat. Die Verwandten kamen auf Besuch; sie redeten ihm zu, er solle sich gut halten über diese Zeit, der Bani werde ihm dann auch daran denken. Einige wollten ihm sogar im Stall und wegen der Heuernte raten und befehlen. Das machte Daniel wild. Ein Dienstub sei er nun doch nicht mehr, das werden sie wissen.

Zu allem dem kam nun noch ein neues Erlebnis, das ihm schwer zu denken gab.

Er arbeitete an einem schwülen Nachmittage mit der Hacke im kleinen Nebberg hinter Kalkader. Ganz unversehens war ein Gemitter heraufgezogen. Erst meinte er, es sei nur ein kleiner Streifregen; aber immer schwärzer zog es über den Schmittwald herauf. Die Tropfen fielen dichter und schwerer; er mußte sich nach dem kleinen Schutzhäuschen flüchten, das der Steiner-Semi im äußersten Nebstück gegen den Wald hin errichtet hatte.

Leider fand er die Türe verschlossen. „Wer will herein?“ fragte eine furchtsame Mädchenstimme von innen.

„Ich, der Daniel!“

Da ging der Riegel zurück.

Näni Steiner stand in dem engen halbdunkeln Gelaß. Ihre braunen Augen sahen ihn an; sie sagten etwas: Wenn du es bist, ist mir's schon recht . . .

„Darf man hereinkommen?“ fragte Daniel in der offenen Türe.

„Wenn man brav ist“, sagte Näni und setzte sich auf das roh gezimmerte Bänklein an der Hüttenwand. Der Regen schlug heftig durch die Türöffnung; Daniel beeilte sich, diese wieder von innen zu schließen.

„Aber artig sein, gelt“, kam es aus der Ecke, wo Näni saß. Ihre Augen flüsterten durchs Halbdunkel: „Wie das jetzt lustig zutrifft!“

Jetzt stand sie auf und öffnete den Laden ein wenig, um durch die Ritze nach dem Wetter zu sehen; denn ein Fenster hatte die Hütte nicht.

Daniel wunderte sich, daß ihm die Näni jetzt anders vorkam als sonst. Ob es die Zöpfe machten, die sie wie ein Kränzlein aufgebunden trug, statt wie sonst zu einem Knoten zusammengerollt? Die zurückgestülpten Hemdärmel ließen einen Teil des weißen Oberarmes frei.

„Wird es hell über den Schmittwald?“ fragte er, an der Türe stehen bleibend.

„Ich sehe nichts von Helle. Im Gegenteil, jetzt kommt erst die rechte Ladung herauf.“

Der Wind warf ihr den Laden zu; sie hängte ihn an und setzte sich wieder. „Hier ist noch Platz“, sagte sie, und er folgte ihrer Einladung. Der Regen prasselte heftiger auf das Schindeldach der Hütte und an die dürftigen Bretterwände. Die Donnerwagen rollten und grollten über ihren Häuptern an einander vorbei.

„Das ist ein böses Wetter“, meinte er; „wenn's nur keine Steine gibt. Die Nebben stehen gut.“

„Der Schmittwald hat noch nie Hagelwolken heraufgelassen“, sagte sie getroßt.

Jetzt wurde der kleine Raum von einem jähen Blizstrahl erhell't, dem kurz darauf ein schwerer Donner Schlag folgte. Sie schrak heftig zusammen und rückte näher zu ihm hin. „Aber! das schreckliche Donnern fürchte ich so! — Darf ich ein wenig neben dich hinsitzen?“

„O, warum nicht?“ sagte er treuherzig.

Aber als sie sich jetzt dicht an ihn an schmiegte und sogar ihre Hand auf seine Schulter legte, ward ihm doch ein wenig warm. Was will sie denn? . . .

Und wenn Alwine Merk jetzt gleich die Türe öffnen würde? Nein, der Riegel war ja gesteckt!

Er dachte bei sich: ich könnte jetzt den Arm ein wenig um sie legen. — Und da hatte er es schon getan. Sie schmiegte sich enger an ihn und blieb eine Weile ganz still. Dann sagte sie leise: „Jetzt weiß ich doch einmal wie es ist, wenn man einen Schatz hat. Es hat mich schon oft gewundert.“

Sie lehnte den Kopf an seine Brust. So saßen sie eine gute Weile. Er dachte heimlich: nein — was bin ich für einer! Und daneben: so gut ist mir's in meinem Leben noch nie gegangen . .

„Du — komm am Sonntag abend einmal zu mir!“ flüsterte sie jetzt halb schmolend, halb bittend. „Nur ein einziges Mal! Ich lasse dich herein, wenn alles zu Bette ist. Niemand weiß davon, gar niemand!“

„Das wäre ja gewiß schön“, entgegnete er gedrückt. „Aber so was geht nicht.“

„Warum denn auch nicht? Bin ich denn gar nichts? Du gehst immer an mir vorbei, wie wenn ich noch ein Schulkind wäre. Und ich mag dich so wohl! Ja, ich schäme mich gar nicht, ich sag es dir gleich! Neben dir möchte ich immer sein.“

„Gerade so wie jetzt, gelt!“ sagte er und streichelte ihr die Zöpfe. Er kam sich wie ein Verbrecher vor.

„Könntest du mich denn nicht ein wenig gern haben?“ fing sie wieder an. „Weißt, nicht nur so wenn wir zusammen sind . . .“

Er atmete schwer auf und gab keine Antwort.

„Der Jakob Spinner im Ebnet ist zweimal dagewesen“, fuhr sie jetzt in anderem Tone fort. „Ich kann bloß ja' sagen. Aber ich kenn' ihn ja gar nicht und weiß nicht was er denkt. Wer kann mir sagen, wie er nachher mit mir ist? Wenn er dann nicht so viel Geld bekommt, wie er vielleicht jetzt meint? — Mein Vater gibt der Mutter nie ein gutes Wort, weil ihr Bruder nichts herausgeben konnte. Soll ich es später auch so haben? — Bei dir wüßt' ich halt, daß du ein guter bist.“

Er wußte nicht, was er sagen sollte. Aber er dachte, daß sie ein liebes, liebes Mädchen sei.

Sie nestelte ein wenig am Mieder. „Mir ist so Angst und eng geworden vorhin . . .“ Es war nicht so dunkel, daß er nicht hätte sehen können, wie sich ihre volle Brust hob und senkte. Da wünschte er, daß der Regen noch lange anhalten möchte.

„Was soll ich denn jetzt dem Spinner sagen?“ fragte sie nach einer Weile leise.

„Da kann ich dir nicht raten“, kam es trostlos und trocken von seinen Lippen.

„Und du kommst nicht am Sonntag?“

Da stand er auf und sagte hart: „Nein. Ich wäre ein schlechter Hund, wenn ich käme!“

Sie saß noch einen Augenblick still auf der Bank. Dann schnellte sie empor, öffnete rasch die Türe und eilte unter strömendem Regen ohne sich umzusehen den Nebensteig hinab und über die Wiesen dem Dorfe zu.

Daniel sah ihr lange nach. Darauf trat er wieder in die Hütte hinein und setzte sich auf die Bank. Er sagte laut zu sich selber: „Wenn sie nur noch da wäre . . .“

Am folgenden Sonntag ging Daniel nach Ennetwald hinüber. Der Better Klaus saß auf dem Bänklein neben der Haustreppe und rief ihm auf die Straße hinaus entgegen, er brauche

sich die Mühe nicht zu nehmen. Wenn man auf so einen warten müßte, wäre man böß bestellt. Er solle nur wieder umkehren.

Daniel sagte gelassen: „S'm — geht man halt.“

Er kehrte im Wirtshause zur „Uge“ ein und erfuhr dort, daß Klaus einen Verwandten von Fehrenberg, namens Kläui, zu sich genommen habe. Der könne es ihm gut treffen. Bereits habe ihm der Alte den Hof und alles verschrieben.

Daniel machte sich nicht gar viel daraus. Das Betteln und Nachlaufen war ihm immer zuwider gewesen. Und den Better Klaus hatte er nie gemocht. Er hätte ihm, Daniel, ja früher helfen können; aber bevor er tüchtig schaffen konnte, hatte sich der Better nie um ihn gekümmert.

Nur wenn er an Alwine dachte, wurde ihm ein wenig bang. Doch er meinte bei sich, sie werde sich halt auch darein schicken müssen. Sie zwei werden es wohl auch ohne Erbschleichen zu etwas bringen können.

Abends nach dem Füttern saß Daniel auf der Treppe und sah dem Meister zu, wie er im Garten an den gefüllten Nelken roch. Er war wieder ordentlich zuweg.

„Gelt, Meister, es ist halt doch schön auf der Welt!“ rief er ihm zu. Bani sagte: „Ja, man weiß es wieder besser, wenn man so weit gewesen ist.“

Da kam Mäni Steiner mit dem jungen Spinner von Ebnet die Dorfstraße herab. Sie gingen hübsch Arm in Arm. Es gab Daniel einen kleinen Schlag. Sie tat ganz zutraulich mit ihm, und Daniel war der Meinung, daß der Spinner ein netter Bursche sei.

„Sie hat sich heute das Heimwesen im Ebnet zeigen lassen“, berichtete Bani, als die beiden drüben ins Haus getreten waren.

Daniel ging nach dem Nachtessen gegen seine Gewohnheit zu einem Glas Wein ins Traubenwirtshaus. Als er heim ging, sah er einen Lichtschein aus Steiners Stubensfenster auf den Garten fallen. Er schlich sich ums Haus herum und versuchte, hineinzusehen. Die Umhänge waren gezogen; aber an einer Stelle ließen sie eine Ritze frei.

Mäni und der Spinner saßen auf der Wandbank in der Fensterecke, im sogenannten Brautwinkel. Er plauderte mit ihr und spielte mit ihrer weichen Hand auf der Tischplatte. Sie sah den Hochzeiter oft vertraulich an und lächelte und schien sehr glücklich.

Da kam sich Daniel am Fenster lächerlich vor. Er drückte sich hinweg, blieb auf der Straße einen Augenblick nachdenklich stehen, dann schlug er raschen Schrittes den Weg ins Unterdorf ein. Er klopfte leise an Merks Scheunentor. Alwine fragte durchs Küchenfenster, wer draußen sei. Dann kam sie bereitwillig und öffnete das Törlein. Während sie ihn über die unebene Tonne und durch die Küche führte, flüsterte sie voll aufrichtiger Freude: „Mein, aber wie nett! Vater und Mutter sind mit Stoffels Rennwägeli nach Guldenbach zur Tante Guste gefahren; sie kommen erst morgen mittag heim. Ich habe immer gedacht, wenn ich dir nur berichten könnte. Aber wie lustig!“

Als er nun neben ihr im engen Stübchen stand und sich ein wenig umsah, denn er war noch nie in Merks Hause gewesen, packte sie die auf dem Tisch liegende Häkelarbeit ein und stellte das Körbchen in den Wandschrank. Darauf schraubte sie die Lampe ein wenig herab, setzte sich auf die Bank und sagte, immer mit gedämpfter Stimme: „Da, sitz hübsch zu mir her! Jetzt wollen wir einmal ein bisselchen lichten. Aber nicht daß du mir zu laut redest, sonst hört man uns drüben beim Wagner-Sali.“

Er war ganz erstaunt, wie sich alles so über die Maßen glücklich zugetragen. Alwine stand noch einmal auf und sah nach den Umhängen. Während sie dieselben zurecht machte und nirgends die kleinste Lücke freiließ, kam es ihm plötzlich in den Sinn, was sie wohl zu dem vom Better Klaus sagen würde?

Sie setzte sich jetzt neben ihn und tat zutraulich. „Soll ich ein wenig Most heraufholen?“

„Das ist doch gar nicht nötig“, sagte er etwas gedrückt. Da merkte sie die Beklommenheit in seiner Stimme.

„Was hast du? Bist du etwa in Ennetwald gewesen?“

Er nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Und — wie steht's jetzt?“ fragte sie gespannt.

Da erzählte er ihr, was ihm begegnet war, und verschwiegen nichts. Sie hörte ihm zu, ohne ein Wort zu sagen. Als sie alles wußte, preßte sie die Lippen fest aufeinander. Ihre Augen verloren den lieben Glanz; es kam etwas Häßliches, Feindseliges hinein. Plötzlich brach sie in ein trockenes Lachen aus und wandte sich von ihm ab.

„Du bist zu spät auf die Welt gekommen!“

Er wollte ihre Hand fassen und ihr sagen, daß das ja gar nicht so gefährlich sei. Aber sie wies ihn hart ab.

„Du kannst jetzt heim.“

Er sah verständnislos halb-auf das zornige Mädchen, bald auf die vorgezogenen Umhänge.

„Du kannst heim“, wiederholte sie noch einmal, ohne sich nach ihm umzusehen.

Da stand er langsam auf.

„So hast du also dem Klaus Schmelzer seinen Hof gemeint, nicht mich?“

Sie gab keine Antwort und rührte sich nicht.

„Hast du dein Fleisch verkaufen wollen?“ fügte er härter hinzu.

Sie sah sich halbwegs nach ihm um. „Man sagt doch nicht ‚Fleisch!‘“

Da trat er dicht vor sie hin. „Fleisch sagt man!“ Er zeigte mit der Fingerspitze auf ihren vollen Busen; er faßte leicht ihren runden Oberarm an: „Das ist Fleisch! Und das ist Fleisch! Und das hast du mir geben wollen für dem Klaus seinen Hof! Aber sonst nichts. Sonst nichts!“

Sie machte sich von ihm weg und lehnte sich an den niedrigen, gelbweißen Kachelofen. Auf ihrem Gesicht lag Entschlossenheit und der Zorn der Enttäuschung. Plötzlich fing sie herzbrechend zu weinen an. Sie zog die Schürze vor die Augen und ließ sich auf eine Stabell<sup>1</sup> niederfallen.

Als sie gar nicht mit Weinen und Schluchzen zu Ende kam, trat er neben sie hin und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Tu doch nicht so!“

Da fuhr sie auf und stieß ihn zur Seite. „Rühr mich nicht mehr an, du! — Du machst dich noch lustig über mich!“

Er schüttelte den Kopf. Er begriff immer noch nicht.

Da sah sie mit tränenden Augen zu ihm auf.

„Alles, alles hättest du mir geben können! Ross und Rennwagen! Ein hochmütiges Bauernhaus! Was mein Herz begehrt hat von Kindestagen auf, das hätte ich jetzt!“

Ihre Hände, ihr ganzer Körper zitterten vor leidenschaftlicher Erregung. Sie schwieg und sah sich im Stübchen um. „Und nun sitz ich da in der armseligen Stube, die neben dem Geißstall liegt, und wo man durchs Tenn hereinkommt! Und bin dem Merken-Heiri sein Kind, das tagelöhnen muß! Und Neben aufheften, wo die andern dann die Trauben abschneiden können!“ Daniel rieb sich die Stirne. „Wenn ich nun aber schaffe wie ein Tier?!“

Sie schüttelte unwillig den Kopf. Dann legte sie das Ohr an die Seitenwand der Stube und lauschte, ob im Nachbarhause noch jemand wach sei.

Er wurde ein wenig beherzter. „Ich habe schon elfhundert Franken in der Kasse. In drei Jahren könnten wir den Alklienhof pachten.“

„Ich will keinen Pächter zum Mann haben! Eine Bäuerin will ich sein und sonst nichts! — Geh nur heim. Meinetwegen kannst du dein Tabakpfeifchen an der Steinhalde ausgraben. Du bist ja mit wenig zufrieden!“

Daniel nahm die Türklinke in die Hand. Er sagte „Gutnacht.“ Sie erwiderte den Gruß nicht. Sie stand nicht einmal auf; er mußte den Weg durch Küche und Tenn im Dunkeln suchen. —

Am folgenden Morgen, als Frau Babette im Hausgang zum Frühstück rief, kam der Knecht mit dem gepackten Kofferchen die Stiege herab. In der andern Hand trug er ein Paar Stiefel.

<sup>1</sup>) altmodischer Stuhl mit Bretterlehne.



Sie erschraf. Was es denn gegeben habe?

Er wolle sich die Welt ein wenig ansehen und probieren, ob er's an einem andern Ort weiter bringe, sagte Daniel. Er sei ja nun lange da gewesen. Die dreifig Franken, die er noch zu gut habe, wolle er schenken, weil er nun so unerbötlich fort müsse.

Aber es gebe nun nicht anders. Sie machte ihm Vorstellungen, wollte ihm auch mit dem Lohn steigen; aber er war unbeweglich. Die größte Arbeit sei ja nun vorbei, und der Meister könne bald auch wieder schaffen. Bis zur Ernte werde sich dann schon jemand finden.

Daniel sah den ganzen Tag im Traubenwirtskaufe. Wegen Abend tief er den vorbereitenden Heinrich Wendli herein und sagte ihm, er möchte gern mit seinen Kollegen einen Abschied feiern. Bald hingen acht oder zehn junge Burfchen in der Stube; auch einige ältere Bauern gefellen sich zu ihnen, denen die Traubenwirtin von dem Anlaß Bericht gemacht hatte. Daniel gab sie und trank tüchtig mit. Als ihm das wenige Bargeld ausgehen drohte, zeigte er dem Wirt sein Sparbest und fragte, ob er ihm daraufhin zehn Franken geben würde? Der Wirt sagte, er könne ihm ja für den Betrag kein Köstliches dalassen. Die Siefel möge er feinstenregen behalten; es lange schon. Daniel willigte ein und warf das Geld gleich für Wein auf den Tisch. Dann hielt er die fast neuen Siefel in die Höhe und sagte: „Wer bietet etwas dafür?“

Julius Brand, des Gemeindefchreibers Sohn, der in Schmelz auf einem Bureau arbeitete und jetzt daheim in den Ferien war, ermunterte die andern, sie sollen doch bieten, damit noch mehr Stoff auf den Tisch komme.

„Zwei Franken!“ sagte einer der Burfchen in den Tisch hinein.

„Zwei zwanzig!“ ein anderer.

„Zwei vierzig!“ ein dritter.

Julius Brand stand auf und spielte den Weibel.

„Zwei Franken vierzig sind geboten! Zwei vierzig zum ersten — zum andern und zum — zum —“

Ob schon niemand mehr bieten wollte, zögerte er noch mit der Auflage und warf einen Blick nach Daniel hinüber. Dieser hielt immer noch die Siefel in der Hand. Jetzt hängte er sich dieselben über die Achsel und ging damit hinaus.

„Siefel sind von Leder g'macht.“

Und wer's nicht glaubt, wird ausgelacht!“

hörte man ihm im Hausgang singen.

Die Zecher sahen einander an. „Die Siefel sind zehn Fran-  
ken wert“, sagte einer.

„Zwölf!“ befehlte ihm sein Nachbar.

„Warum bietet ihr denn nicht?“ schrie der Weibel Brand  
erhofft.

„Man wird doch das Geld nicht unter den Tisch werfen“,  
sagte der, welcher zuerst geboten hatte.

In diesem Augenblick schaute er zufällig durchs Fenster und  
sah dann haltig den Flügel auf. „Drei Franken geb' ich dir!“

Wier! — Hüü!“ schrie er hinaus.

Aber Daniel ließ sich nicht führen. Er stand am großen  
Scheißloch auf dem Vorplatze und hielt die auf den Tisch hin-  
gelegten Siefel in seine Hände. Er tat ganz ruhig und gelassen  
dabei, als ob das seine tägliche Arbeit wäre.

„Ladend und fluchend schauten ihm die andern von innen  
zu. Julius Brand nicht steif und überlegen mit dem Kopfe.  
„Soweit kann der Mensch kommen, wenn ihm die Bildung ab-  
geht. Wie haben einen ganz ähnlichen Fall gehabt im Gesellsch.  
Bildung ist das Fundament. Wo soll der Mensch seinen Charak-  
ter hernehmen ohne Bildung?“

Jetzt, da man Daniels Schritte wieder im Hausgang hörte,  
wiperte Brand mit eifrigem Augenwinkern über den Tisch hin:  
„Geheißt jein! Keiner aufbegehren! Er hat noch Geld!“

Schluß folgt.



Der Hafen der arabischen Stadt Kuwait. Jeden Tag treffen hier  
große, altertümliche Segelschiffe ein, die aus Afrika kostbare Holze,  
aus Indien Gewürze und Reis herbeischaffen.

In den Sümpfen des Tigris. Im südlichen Mesopotamien leben heute  
noch die Nachkommen der alten Babylonier. Sie bauen sich aus Schilf  
gewaltige Paläste, die Luftschiffhallen gleichen.

# Tausend und Eine Nacht am Persischen Golf

Bild und Text von A. R. LINDT

Für den Flugverkehr zwischen Europa und Asien ist der  
Persische Golf die wichtigste Verkehrsstraße geworden. Ueber  
seine glühenden Sandwüsten, über seine fahlen Felseninseln  
braufen die Maschinen der englischen, französischen und hollän-  
dischen Fluglinien. Der Persische Golf ist heute der Suezkanal  
der Luft.

Aber die Flugzeuge haben das Leben des Persischen Golfes  
kaum zu verändern vermocht. In einem Orient, der sich immer  
mehr an Europa angeschlossen, in dem das Auto die Kamelre-  
dräng, hat allein noch der Persische Golf ein Stille aus Laubend  
und einer Nacht bewahrt. An der arabischen Küste herrschen noch  
alte Fürstengeschlechter, die sich eine Leibwache aus schwarzen  
Sklaven halten und die strengen Strafgesetze des Korans  
anwenden. Einem Diebe wird die Hand abgehakt. Offenliches  
Rauchen ist verboten. Da auch Grammophone und Lautsprecher  
unterlagert sind, horden in den Kafees noch die Märchenzähler.

Wie ein Märchen aus Laubend und einer Nacht mutete  
es mich an, als mein Galtgeber, ein reicher arabischer Kaufherr,  
mit vor dem Abschied durch seinen Sklaven Weibtrauch zusprechen  
und tollbares Redens über die Hände trüffeln ließ. Auch das  
Bild der alten Hofentfäden hat sich seit der Zeit darum at  
Marschids kaum verändert. Noch sind die Häuser von hohen Wehr-  
mauern eingewängt, in deren Lören Tag und Nacht schwer

bewaffnete Wächter lauern. Noch schaukeln im Hofen große  
Segelschiffe, deren Bug sich aus den Wellen schiebt. Die Groß-  
väter ihrer Kapitäne waren Piraten, die die Boote der Persen-  
fischer überfielen und sogar die und da englische Kaufahrer-  
schiffe rammten. Aber England übernahm die Schutzherrschaft  
über die arabischen Fürstentümer der Küste. Seinen Kanonen-  
booten gelang es, die Seeräuberei zu unterdrücken. Seine Bom-  
benflugzeuge aber vertrieben den unbotmäßigen Beduinen-  
hämnen die Luft, Städte und Karawanen zu überfallen. Aber  
auch heute ist der Landfriede keine Tatsache. Im Sultanat von  
Masat und Oman denkt kein Araber daran, sein Haus ohne  
seinen überbeischlagenen Dolch zu verlassen.

Während das arabische Ufer des Persischen Golfes an orien-  
talischer Lebensart mit Jähigkeit festhält, hat die Persische Küste  
sich entschlossen Europa zugewandt. Persien ist zum modernen  
Iran geworden. Zwischen beiden Ufern liegen Jahrhunderte  
menschlicher Entwicklung. In Arabien tragen alle Bewohner  
das weiße oder buntgewürfelte Kopftuch, den weiten, wehenden  
Mantel, indes die Frauen nur tief verschleiert auf die Straße  
treten dürfen. In Persien aber hat die Regierung die orientali-  
sche Tracht verboten, so daß alle Männer den europäischen Kon-  
fektionsanzug und den Filzhut tragen. Und die Perserinnen ha-  
ben auf Geheiß Riza Schahs den Harem verlassen und sind  
Studentinnen geworden.

